IV. Jahr Heft 10

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Reichtum / Georg Trakl: Passion / Karl Borromäus Heinrich: Märznacht / Albert Ehrenstein: Besiegt / L. E. Tesar: Gedanken / Theodor Haecker: F. Blei und Kierkegaard / C. Dallago: Kleine Sämereien (Die Bibliothek der Philosophen)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Februar 1914 Heft 10

Carl Dallago / Reichtum

I.

Die Bläue des Himmels ist mit mir nach dem Süden gezogen. Wieder schaue ich den Gardasee, sein blaues Geleucht und die hohen Bergzüge, die ihn umschließen. Die Vorboten des Herbstes durchstreifen schon das Gebirge, die Ufer und das Weingelände, das sich überallhin ausbreitet. Eigene Töne liegen auf Hügeln und Berghöhen, und falbende Blätter an den Weinstöcken, an Sträuchern und Bäumen hängen wie Tropfen der Wehmut, deren immer mehr werden. Das trägt etwas von Unruhe und Hast in die prangende Landschaft, etwas fiebernd Bewegtes. Und die dünnen Nebelschleier, die zeitweise die Höhen verhängen und wieder spurlos zergehen, unterstützen das Seltsame und Wehmutsvolle der Stimmung, — das Zarte und Wechselvolle der Stimmung, das so ein Herbstanfang mit sich bringt. Nur oben der Himmel bleibt noch sommerlich von Sonne trunken.

*

Während ich alles rings betrachte, kommt immer mehr Verwunderung und Dankbarkeit in mich und ein Glücksgefühl, das mich allen Dingen gut sein läßt. Die Dinge selbst kommen mir näher und entfalten sich vor mir, entblößen sich vor mir, denn erst im Entblößen beginnt ihr innerer Reichtum sich vollends aufzutun. Wie habe ich zu schaffen, um alles aufnehmen zu können, was bald

vor mir entbreitet liegt. Kaum reichen mir die Sinne dafür, und Auge und Ohr sind überbürdet.

Ein Wiesenfleck umgibt mich mit dem Heer von vielen tausend Halmen, die kreuz und quer ineinanderliegen und ein grünes Leuchten ausstreuen. In den unzähligen schlanken Körpern ist Duft, Farbe, Form und eine Wachstumssucht, die sich immer wieder aufrichtet. Ich sehe es, so oft ich meine Lage ändere. Ein jeder Halm saugt sich die Kraft aus dem Boden, in dem er wurzelt, und saugt, soviel er nur kann, um sein Leben so stark und so reich als möglich zu machen. Denn jeder Halm will wachsen und sich ausströmen, was ihm soviel wie leben ist.

Und weiche Windstöße springen daher, trinken den Rasenduft auf und fliegen damit weiter, ihn zugleich wieder über andere Dinge ausschüttend. Die Halme zittern freudvoll, wenn der Wind durch ihre zarten, schlanken Leiber streicht. Alles trägt noch das Wesen eines regen nachsommerlichen Lebens.

Aber von den Höhen herunter zieht eine Falbheit, darin sich Röte mischt. Das Weingut mir zur Seite ist arg gesprenkelt mit gelblichen Blättern. Und da und dort aus Büschen flackert schon rotes Laub. Die Abende setzen rascher ein, und der Atem der Dämmerung ist feuchter und kühler. Ich weiß, der Tag wird immer kürzer und die Dunkelheiten wachsen immer mehr in die Zeit hinein. Immer mehr verändert die Landschaft ihr Aussehen. Die prangenden Bäume verlieren Laub und Früchte. Alle Weinstöcke werden leer, und durch die Räume gehen bleiche Lichter. Dann lagert überall der Herbst wie ein fieberkranker, müder Sänger, der überall hinaussingt seine Weisen der Vergänglichkeit.

Ich weiß auch vom Aussehen des Winters und seinen weißen Lichtern, die er zwischen Frost und Schnee in die Landschaft streut. Von den immergrünen Bäumen und Wäl-

dern, die dann wie dunkle Schatten aus den bleichen Gefilden aufragen. Von völlig nackten Baumgerippen und frierenden Halden und Auen, die der Wintersonne verschlafen entgegengreifen. Aber überall und immer ist Schönheit und Macht. Ueberall und immer sind heimliche und offene Reize vorhanden. Jede Zeit hat ihre eigenen Gaben, verbreitet ihre eigenen Stimmungen. Und alles ist Reichtum der ewig wechselnden, immer wieder sich erneuernden Natur.

Und ich denke an die Mannigfaltigkeit der Landschaften, die sich über die ganze Erde hin ausdehnen. Ich vergleiche die Weidewiesen- und Lärchwaldlandschaften des vergangenen Sommers mit der vor mir liegenden weiten, kahlen Gebirgslandschaft mit dem großen blauen See, den bleichen Olivenhängen und dem Weingelände: wie schon *sie* so grundverschiedenes Wesen zur Schau tragen, die sich doch räumlich so nahe liegen. Und es wird mir immer mehr zur Gewißheit, daß der Reichtum in der Natur ihre *Mannigfaltigkeit* ist.

Da gleitet das Schauen meiner Seele wie unwillkürlich zum Menschen hin. Und schon daran gewöhnt, ihn auch als Natur, als Landschaft anzusehen, frage ich mich nach dem Reichtum der Menschennatur. Und ich finde keine Gründe, sie mit anderen Augen als die Natur zu betrachten und nehme so auch hier wahr, daß Mannigfaltigkeit ihr Reichtum ist. So die Mannigfaltigkeit der Instinkte, der Triebe, der Affekte, wie die Mannigfaltigkeit des Willens, der Süchte und Wünsche und aller geistigen Regungen der Seele. Denn alle diese Begriffe tragen dazu bei, den Menschen als Natur, als Landschaft, verschieden zu gestalten und damit den Reichtum des Lebens zu heben.

Was hier für *den* Menschen sich als Reichtum dartut, erweist sich noch klarer und bestimmter als Reichtum für *die* Menschen, der Beschaffenheit nach, indem bei diesen

ein Ueberhandnehmen von nur einem Gepräge, das ist: ein Allgemeinwerden von nur einem Gepräge, bald in ein Gemeinwerden dieses Gepräges umschlagen muß. Solches Erkennen trägt mein Betrachten weiter, hinein in die gegenwärtige Menschheit, in die herrschende Allgemeinheit.

Was ich auffinde, sind große Verheerungen und Wüsteneien, von dem, was sich Zivilisation und Moral nennt, an der Menschennatur angerichtet. Wie erdrückend aufdringlich gebärdet sich schon der Grundzug aller Moral, wenn er mit dem gleichen Ansinnen an jeden Menschen herantritt, und wenn ihre sanfteste Botschaft noch fordert: „Was dir recht ist, ist dem andern billig." Der Reichtum der Menschennatur aber verlangt wenigstens zu bedenken: Was dir recht ist, ist dem anderen vielleicht unbillig. Ja, es ist vielleicht so, daß, wo der letztere Fall eintritt, der Mensch als solcher, als Eigener, erst beginnt. Die Zivilisation aber scheint ein Feind aller Eigenheit, ein Feind aller Mannigfaltigkeit, sowohl aus Unverstand und völligem Verkennen der Menschennatur und aller Natur überhaupt, wie auch aus Berechnung, aus gemeinem Vorteil. Sie will das Eigene, das Starke, das auf sich allein Stehende unterjochen und erdrücken, um dem Zusammenstehenden Geltung zu verschaffen. So kann sie auch nur eine Moral annehmen, die im Grunde schlimmste Unmoral ist. Und so wird sie für die Menschennatur zu einem Prokrustesbett, dem sich anzupassen alles gezwungen werden soll: das Unzulängliche durch gewaltsames Strecken und Großzerren, alles Größere und Höhere aber einfach durch Verstümmeln und Verschneiden. Die Ergebnisse und Errungenschaften der Zivilisation tragen demgemäß auch das Gepräge eines gewaltsamen Gleichmachens auf Kosten natürlicher Ungleichheit; sie sind zugleich sämtlich zum Vorteile des Schwachen und zur Schädigung des Starken, oder besser: zugunsten alles Schwächlichen und Schwachen

auf Kosten alles Höheren und Starken: — sie sind naturwidrig. So hemmen und untergraben sie auch das natürliche Wachstum, die natürliche Entwicklung der Menschennatur, und bedingen langsam deren Entartung. Denn auch vereint, als Masse, entfernt sich die geringere und schwächere Art Mensch nicht von ihren Herdeninstinkten und -zielen und bringt nur diese zur Herrschaft, die stärkere und vornehmere Art Mensch dabei immer mehr verdrängend, die eigentlich naturgemäß doch der ersteren Art einziger Schutz wäre. Denn der Begriff des Starken und Vornehmen schließt auch in sich den Begriff des Tugendhaften im Sinne von Tapferkeit und Vorteilslosigkeit, im Sinne von Freude haben an Taten der Kraft und des Helfens, des Beispringens und des Schutzes.

Hier muß ich Nietzsches, des großen Kämpfers, gedenken, der diesen Dingen verwegen nachspürte und alles Herkömmliche daran abwog und verwarf und viel Neues hochbrachte aus dem Schutte der Verfallenheit, aus den Tiefen der Verlorenheit; der allen falschen Tugendbegriffen zu Leibe ging und den Sinn der Tugend hoch und mannhaft festlegte in den Worten: „Mit der Tugend verzichtet man auf Vorteile."

Eine große Dankbarkeit für den großen Wegebahner steigt in mir auf und meine Seele feiert ihn als einen der seltenen Geister, die der Menschennatur zu ihren Rechten, zu ihrer natürlichen Bewertung, zu ihrem Reichtum zurückverhelfen.

*

Der Abend breitet sich aus zwischen den hohen Bergzügen, die das weinstockreiche Gelände und die Olivenhänge umstehen. Ein fleckiger Häuserstreifen mit Turm und Dächerwerk und abendlich getrübt liegt die Stadt. Davor dehnt sich in grauem Glanz der See. Schatten nehmen lautlos überhand wie ein Schleierwallen, das aus dem Boden er-

blüht. Das Weingut neben mir wird immer stiller an Lichtern und überläßt sich bald friedvoll dem Dämmerwehen. Nur auf den Gipfeln des Monte Baldo hängt noch der Widerschein einer fernen Abendröte. Bald hat auch sie ausgerungen, und durch den ganzen weiten Raum geht feierlich und bleich der Atem tiefer Dämmerung. Wie sanft er meine Seele bewegt, daß sie gegen nichts mehr ankämpft, nicht mehr ankämpfen will. Sie hat ja alles überreich, wessen sie bedarf, wonach sie verlangt, wenn sie nur alles Angenommene von sich wirft und frei und flügelstark allein mit sich selber hinaus in die Landschaft tritt. Denn Grenzenloses im Grenzenlosen zu Hause ist.

II.

Ein Abend mit hohem, verhängtem Himmel und stiller, ruhender Luft, darin die Landschaft sich wie traumhaft ausbreitet. Alle Berge scheinen ein wenig verschleiert, und der See liegt glatt und schwer, ein dunkelstahlblau schimmernder Grund. In den trüben Lichtern mutet der Raum an wie ein weites Gähnen, so schläfrig müde.

Einsam bei Riedgras und Gestrüpp lehne ich hoch am Hang des Monte Oro und sehe hinunter auf den See, auf die Stadt, auf die Hügel und Berge, die weiter und weiter zurückliegen und im Gewölke sich verlieren. Nur nach Süden hin läuft die steile Profillinie des Hanges von hohem Zackengrat hinunter bis zum See, der mit dem andern Ufer drüben an die stillen Hänge des Monte Baldo aufstößt. Der Landschaftsstrich hält mein Schauen gebannt mit seinem eintönigen Blaugrau, mit seiner kahlen Wildnis und der abendlich trüben Einsamkeit, die den baum- und weglosen Hängen ein menschenfernes Gepräge gibt. Das Stück See liegt auch wie verschlossen da, kein Kahn durchschneidet den starren Wasserspiegel, und oben der weißgraue Himmel wölbt sich gleichmütig freudlos. Ich lasse mich mehr in das

Gestrüpp zurückgleiten, und von der menschenleeren Landschaft weg geht mein Sinnen wieder zu den Menschen.

*

Vielleicht rückt mein vieles Alleinsein das Tun der Menschen zuweilen in ungünstige Beleuchtung. Denn wenn ich oft so zusehe, all dieser Hast und Mühe, um Reichtum, Ansehen und Ehren zu erwerben, diesem maßlosen Eifer, um hochzukommen, um allen Notständen zu entrinnen, so kann ich nur verständnislos wieder wegsehen. Die ganz Reichen und ganz Obersten im Getriebe der Welt, was haben diese eigentlich erreicht? — Ueberall hat man vergessen, daß in der Natur der Landschaft wie in der Menschennatur die Mannigfaltigkeit der Reichtum ist. Diese zählt aber auch Zustände der Not und des Leidens zu ihrem Bereich. Doch, nicht genug damit, liegen die Dinge vielleicht so, daß aus Notzuständen alles Lust- und Machtgefühl herzuleiten ist, daß diese scheinbaren Gegensätze in innigem Zusammenhang stehen, daß das eine erst das andere auslöst oder im Gefolge hat. Die Gewißheit eines Zusammenhanges zwischen Weh und Lust, zwischen Not und Glück, wird eigentlich immer wieder dargetan, so oft ein Mensch ins Dasein tritt, Und allen Freuden der Liebe gehen Notzustände voraus, und wieder erwachsen Leidenslagen aus den glühenden Rosen der Lust. Wer weiß, wie ein stetiges, immer sich gleichbleibendes Glück empfunden werden würde? Vielleicht wie ein ewig sich gleichbleibender wolkenloser Himmel: man verliert das Gefühl dafür.

Doch die Gedanken sind mit mir durchgegangen, wie alles so leicht mit einem durchgeht, wenn man es sich selber überläßt, weil alles Anschluß findet und kein Ende. Ich richte mich etwas im Gebüsche auf und suche im Anblick des eintönigen Landschaftsstriches zu meinem Ausgangspunkt zurückzufinden. Es war ja mein Wegsehen vom Tun und

Eifer der Menschen für ihren Begriff von Reichtum, für jenes materielle Hochkommen, das Ansehen und Ehrung nach sich zieht. Aber im Gefolge des großen Reichtums ist noch etwas anderes, etwas mehr Bedenkliches: das große Wohlleben. Und dies ist es gerade, was die Massen lockt und anreizt, was für diese wie ein Nichtendenkönnen von Genüssen aussieht. In Wirklichkeit ist es anders. Natur und Menschennatur sind tief geheimnisvolle Dinge, die in alles hineinreichen und aus allem irgendetwas mitbringen an Wachstum oder an Verlust. Und wie Notzustände der Entwicklung der Menschennatur zum Besten gereichen, ja oft die Entwicklung erst veranlassen, so bewirken die Dauergenüsse des großen Wohllebens das Gegenteil: sie verhalten sich hemmend und entziehend zur Menschennatur. Ja der Ueberreichtum der äußerlichen Mittel in allen seinen Folgeerscheinungen wird nachgerade eine *sicherste* Verarmung der Menschennatur. Dies liegt eigentlich schon im Wesen von Leid und Lust, von Not und Glück begründet, die sich beide im Wechsel bedingen und für sich allein nicht gut bestehen können.

Und immer mehr und deutlicher tritt es auch zutage, daß dieser Reichtum des Genusses nicht nur austeilt, sondern auch *fortnimmt*. Die großen Veränderungen in den ursprünglichsten Liebesinstinkten — wie sie sich immer wieder in der Menschheit bemerkbar machen — stellen nur Entartungen der Menschennatur dar, die vielleicht in erster Linie auf Verarmung durch Reichtum zurückzuführen sind. (Hierfür spräche auch das häufige Auftreten von verkehrt sexuellen Empfindungen in alten Fürstengeschlechtern, deren viele ein in Genüssen oft maßloses Vorleben aufweisen. Man denke nur, welch unbegrenzte Rechte innerhalb ihres Landgebietes diese vielen kleinen großen Herren hatten. Und von dem, was sie sich alles herausnahmen, welch frevler Willkür von Genüssen sie zuweilen frönten, gibt

jener Fall Kunde, der von einem solchen Herrn berichtet, wie er einen Menschen vom Dache schoß, nur um einer seiner Mätressen ein Vergnügen zu machen und ihre Neugierde zu befriedigen.)

Wieder bin ich von meinem Gedankenpfad ein wenig abgekommen. Denn nicht erst ein solcher Machtfrevel im Genuß scheint die geschlechtliche Entartung der Menschennatur vorzubereiten, sondern schon der übermäßige Reichtum an sich in seinen Begleiterscheinungen, die jedem Wunsch mit der Erfüllung entgegeneilen und jeden äußerlichen Genuß ermöglichen. Es scheint eben nicht im Sinne der Natur des Daseins zu liegen, daß dem Menschen ein müheloses Genießen in den Schoß fällt, ohne seiner Menschennatur Abbruch zu tun. Auch hierfür spricht die Tatsache, daß in den Erben von übergroßen Reichtümern geschlechtliche Gebrechen vielfach zutage treten und noch immer mehr zutage treten werden. Denn allem Anscheine nach ist die enorme Anhäufung von Reichtümern, wie sie heute besonders in der Neuen Welt auftritt, nur noch eben zu neu, um die Entartungserscheinungen an ihren Trägern völlig deutlich zu machen. Gewiß sind aber derlei Gebrechen an der Menschennatur aus der Richtung dieser Reichtumshäufungen zu erwarten, und die Sprößlinge der Krösusse der Neuen Welt werden sich vielleicht noch einmal wundern, so viel Altes und Abgelebtes und Versagendes, so wenig Ursprüngliches in ihrer Menschennatur ererbt zu haben. Die Natur ist wie eine große Ausgleicherin, und wo man dauernd der Mannigfaltigkeit ihrer Gaben ausweicht und immer nur das Angenehme, den Genuß, nimmt und aufspeichert, scheint dies Angenehme selber auf einmal ein Mangel geworden, dem nicht mehr abzuhelfen ist. Diese Veränderung ist kein Wunder, sondern natürlichste Entwicklung im Sinne von natürlichster Verkümmerung.

Wie alle Natur ihr Natürliches braucht zu ihrem Wachs-

tum, zu ihrer Entfaltung, so auch der Mensch das Menschliche, so auch die Menschennatur das Menschlich-Natürliche. Wo aber übermäßige Reichtumsanhäufung da ist, scheint ihr Träger nicht mehr zum Menschlichen durchzudringen und das Menschliche dringt nicht mehr zu ihm. Denn alles und jedes verliert ihn als Menschen aus den Augen und erblickt in ihm nur mehr den Träger des Reichtums. Nur diesem gelten nunmehr alle Dienstleistungen, alle Achtungsbezeugungen, Ehren-Aemter, Würden, Sympathien, Bewunderungen, ja selbst Freundschaft und Liebe. Alles kommt ihm in Fülle zu, wohl auch die Gunst und Freundschaft von Machthabern und Fürsten; aber alles gilt eigentlich nicht ihm. Denn er selber, als Mensch, steht allem und jedem fremd da, von allen wie ungesehen, gleichsam eine Null, ein Nichts, von seinem eigenen Reichtum erdrückt. Die Natur läßt sich eben nicht übervorteilen.

*

Ich atme tief auf. Innig und freundschaftlich betrachte ich das Gestrüpp um mich und greife hinein mit liebenden Händen. Der Himmel ist noch grauer geworden. Doch die Höhen mit Gipfeln und Graten stehen noch klar in den Abend empor. Rings beginnt es schon zu dämmern. Da muß ich noch an die Griechen denken, an die griechische Liebe. Ob ihr nicht auch eine Verarmung durch Reichtum zugrunde liegt? —

Sicher fällt das Aufblühen der griechischen Liebe in die Zeit des Niedergangs des alten Griechentums. Sokrates, der weise Sokrates, der erste große Verfallstyp. Mit der phänomenalen Schärfe seines Intellekts trat er ätzend und zersetzend an alle Dinge und Begriffe heran. Die Hebung und praktische Ausgestaltung der Dialektik wird seine Schöpfung. Er fand den besten Boden hierfür vorbereitet im Aufblühen der Neigung der Jünglinge und Männer zueinander. Nietzsche hat auch hier hineingeleuchtet.

Aber etwas war vor Sokrates da, etwas, an dem dieser ganz unschuldig war: seine Zeit trug bereits die günstige Bodenbeschaffenheit für das Aufblühen der griechischen Liebe in sich, und Sokrates selber war in dieser Zeit nur bodenständig. Nur so ist es zu erklären, daß das Wesen der griechischen Liebe so rasch überall Anklang fand und um sich griff und die Besten für sich gewann. So auch Platon, den großen Schüler und Verehrer von Sokrates. Freilich mag diesen beiden und ihrer Zeit die griechische Liebe vorerst bloß das Mittel zu Halt und Zusammenhang bei ihren geistigen Gängen der Dialektik durch Dinge und Begriffe gewesen sein. Und erst später und allmählich wandelte sich das Mittel in Selbstzweck um, und aller geistiger Sinn dieser Art Liebe ward höchstens noch Vorwand, bis endlich der ganze Begriff, das ganze Tun in volle Entartung, in perverse Sexualität überging und in dieser Form ein naturwidriges Laster wurde, wo es nicht bereits ein leibliches und seelisches Gebrechen, eine Verkümmerung der Menschennatur war.

Was aber allen diesen Vorgängen bei den Griechen ursprünglich vorherging, was der Zeit des Sokrates vorherging und den Boden für das Aufblühen von derlei Neigungen zwischen Männern und Jünglingen verbereitete, muß etwas gewesen sein, das den Hang zum Weibe, das Verlangen nach Weiblichkeit abkühlte und mehr vergleichgültigte. Dies wiederum mag von allzu müheloſem Erlangen des Weibes, von allzu müheloſer völliger Besitzergreifung des Weibes verursacht worden sein, von zuvielen derartigen Besitztümern, am Ende: von zu großem Reichtum dieser Art. Und das Betrachten der Zeit wie der Zeitsitten, wie sie sich in dem Leben der vornehmen Griechen spiegeln — und es ward von sehr vielen griechisch vornehm gelebt — läßt diese Mutmaßung begründet erscheinen. Also auch hier wieder Verarmung durch Reichtum.

Daß die Griechen selber von dieser gefahrdrohenden Art des Reichtums im allgemeinen wußten, zeigt ihr Verhalten in anderen Dingen, in der ganzen Lebensauffassung und Lebensführung. Sie, die keine Dienste und Berufe versahen, die für alle Dienstleistungen und Bewirtschaftungen Sklaven und Hörige hielten, erfanden sich zuweilen den Krieg, um sich Notstände zu schaffen, von deren kraftenthaltenden und wachstumfördernden Wirkungen sie gewiß aus Erfahrung wußten. Nur in der Liebe scheinen sie darauf vergessen zu haben.

Ein eigenes Verständnis senkt sich in mich und wirft seine Streiflichter auf vergangenes Tun von mir. Und ich muß mich fragen: was wohl alles mithalf, daß ich Ehe und Treue ließ? Gewiß auch der allzu ausgiebige Reichtum an gesicherter Liebe und Liebespflicht, den Gesetz und Sitte über den Ehebund ausschütten. Man kann in der Tat verarmen davon und zugleich gedrängt werden, erst recht dort zu lieben, wo es einem verboten ist. — Vielleicht habe ich so, halb unbewußt, meinen Notstand in der Liebe herbeigeführt. Und so lob ich mir meinen Schritt.

*

Aber es ist schon ganz dunkel geworden. Langsam und leise fängt es an, auf Stauden und Gestrüpp zu tropfen. Die Höhen über mir sind nun ganz verhüllt. Da raff ich mich auf und klettre haftlos den Pfad hinunter, ab und zu in das graue, wolkige Dunkel starrend und dabei fürchtend, es beginne die Regenzeit.

Aus „Das Buch der Unsicherheiten". Xenien-Verlag, Leipzig 1911

Passion / von Georg Trakl

Wenn silbern Orpheus die Laute rührt,
Beklagend ein Totes im Abendgarten —
Wer bist du Ruhendes unter hohen Bäumen?
Es rauscht die Klage das herbstliche Rohr,
Der blaue Teich.

Weh, der schmalen Gestalt des Knaben,
Die purpurn erglüht,
Schmerzlicher Mutter, in blauem Mantel
Verhüllend ihre heilige Schmach.

Weh, des Geborenen, daß er stürbe,
Eh er die glühende Frucht,
Die bittere der Schuld genossen.

Wen weinst du unter dämmernden Bäumen?
Die Schwester, dunkle Liebe
Eines wilden Geschlechts,
Dem auf goldenen Rädern der Tag davonrauscht.

O, daß frömmer die Nacht käme,
Kristus.

Was schweigst du unter schwarzen Bäumen?
Den Sternenfrost des Winters,
Gottes Geburt
Und die Hirten an der Krippe von Stroh.

Blaue Monde
Versanken die Augen des Blinden in härener Höhle.

Ein Leichnam suchest du unter grünenden Bäumen
Deine Braut,
Die silberne Rose
Schwebend über dem nächtlichen Hügel.

Wandelnd an den schwarzen Ufern
Des Todes,
Purpurn erblüht im Herzen die Höllenblume.

Ueber seufzende Wasser geneigt
Sieh dein Gemahl: Antlitz starrend von Aussatz
Und ihr Haar flattert wild in der Nacht.

Zwei Wölfe im finsteren Wald
Mischten wir unser Blut in steinerner Umarmung
Und die Sterne unseres Geschlechts fielen auf uns.

O, der Stachel des Todes.
Verblichene schauen wir uns am Kreuzweg
Und in silbernen Augen
Spiegeln sich die schwarzen Schatten unserer Wildnis,
Gräßliches Lachen, das unsere Münder zerbrach.

Dornige Stufen sinken ins Dunkel,
Daß röter von kühlen Füßen
Das Blut hinströme auf den steinigen Acker.

Auf purpurner Flut
Schaukelt wachend die silberne Schläferin.

Jener aber ward ein schneeiger Baum
Am Beinerhügel,
Ein Wild äugend aus eiternder Wunde,
Wieder ein schweigender Stein.

O, die sanfte Sternenstunde
Dieser kristallnen Ruh,
Da in dorniger Kammer
Das aussätzige Antlitz von dir fiel.

Nächtlich tönt der Seele einsames Saitenspiel
Dunkler Verzückung
Voll zu den silbernen Füßen der Büßerin
Im verlorenen Garten;
Und an dorniger Hecke knospet der blaue Frühling.

Unter dunklen Olivenbäumen
Tritt der rosige Engel
Des Morgens aus dem Grab der Liebenden.

Karl Borromäus Heinrich / Märznacht

Aus einem soeben vollendeten Roman „Die Heimatlosen", der vier Teile umfaßt und in dem das hier veröffentlichte Kapitel das zweite des zweiten Buches bildet.

Hans war zu dieser Zeit schon sein freier Herr. Er hatte das Gymnasium hinter sich und sollte sich ein Berufsstudium wählen. Zu einem Entschluß war er noch nicht gekommen. Während des ersten Halbjahres hatte er einige allgemeinere Vorlesungen aus allen möglichen Fakultäten belegt, die er ohne übermäßiges Interesse, aber doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit besuchte. —

Der Knabe stand allein im Zimmer, lehnte am Fenster und sagte mit Bedeutung:

„Es kommen ernste Zeiten, und bald wird große Verwüstung herrschen. Vieles wird unnütz werden, was man heute noch für wichtig hält. Und viele Emsigkeit wird sich als vergeblich erweisen.

Eine Botschaft Gottes naht. Viele werden davon überrascht werden, welche die Ordnung der Dinge für ewig gehalten haben.

Es wird ein Tag kommen, und er ist nicht mehr fern, wo die dicken Lettern der Zeitungen und die Scheinkämpfe politischer Advokaten die Aufmerksamkeit der Menschen nicht mehr erregen werden.

Heute gelten sie noch.

Aber die Nacht wird dichter, die Fackel wird schon geschwungen, und ihr Träger leuchtet schon hinein unter die Larven, die heute noch frohgemut scheinen und sich für die Herren der Welt halten.

Diese aber werden zuerst von Furcht befallen werden und zuerst das Weite suchen. Umsonst: Rauch und Glut wird ihnen von allen Enden der Erde zugleich entgegenschlagen.

Es gibt keine Flucht mehr.

Das geschändete Kreuz wird leuchtend am Himmel erscheinen. Weh dem, der nicht rechtzeitig beten lernt. Er wird vor dem Zeichen zurückprallen, wie die Wächter am Grabe des Herrn, als dieser den Stein beiseite schob und leicht und leuchtend heraustrat.

Bis dahin, und das ist nicht mehr lange, kann man sich noch wichtig machen.

Mag sein, daß vorher noch dieser zu Reichtum gelange und jener auf eine hohe Staffel der Macht.

Mag sein, daß ich selbst noch vor der Zeit des Untergangs und der Verwüstung sterbe, also noch Zeit hätte, zu streben.

Aber was liegt an mir?

Soll ich, weil ich es vielleicht, vielleicht am vorletzten Tag noch zu einem Quentchen Ehre bringen könnte, mich so stellen, als wüßte ich nicht, was der letzte Tag bringt.

Ach, gar bald wird das trockne Stück Brot wieder zu Ehren kommen. Und wer ein Pfund Mehl aufspürt, wird von der Menge umringt werden.

Und die Tage werden so streng sein, daß niemandem mehr der Wucher mit dem, was Gott aus Gnade wachsen läßt, verstattet sein wird. Wer da lange fordert, dem wird es entrissen werden.

Jahrhunderte lang hat Gott ertragen, daß die Menschen mit ihm und seinem Sohne Spott und Schindluder treiben. Aus Mitleid mit den Menschen, und damit der Erlöser nicht umsonst gestorben sei, wird er der Gottlosigkeit ein Ende machen.

Nie gesehene Verwüstung wird kommen. Aus Mitleid mit den Menschen will Gott, daß sie sich vollziehe."

Bei den letzten Worten seufzte im Nebenzimmer der Pflegevater, der nicht hatte stören wollen, unwillkürlich

auf und sagte: „Hans, du bist zu radikal! Das führt zu nichts."

Hans errötete, weil er gehört worden war. Und als er nochmals die Stimme des Besorgten vernahm: „Du bist zu radikal", da schüttelte er erstaunt und betrübt den Kopf und ging, wie so oft des Nachts, hinaus in die Straßen der Vorstadt, wo die Besitzlosen wohnen.

Es war eine Märzennacht, voll Süßigkeit. Ein weicher Wind zog vom fernen Gebirge her. Die Sterne glänzten fiebrig, der Mond hatte einen Hof. Hans war erregt, seine Augen leuchteten heiß und trocken.

Er verließ die Stadt und ging gegen Süden die Isar hinauf. Stundenlang schritt Hans den flimmernden Wassern entgegen.

Er kam an die hohe Eisenbahnbrücke bei Großhesselohe. Die Uhr schlug Mitternacht, und es war, wie der Dichter sagt: „Alle Stille will noch stiller werden." Von der Brücke schaute er lange hinunter zur Stadt, über der sich Lichterschein breitete. „Sie schlafen ja auch nicht mehr richtig", flüsterte er für sich hin. Aber dann besann er sich und sagte: „Aber auch ich schlafe sehr wenig. Ich bin eins mit ihnen. Ja, eins mit den Bewohnern dieser Stadt, und eins mit den Bewohnern der Erde. Ich bin sie alle. Darum kann ich am wenigsten schlafen. Ich habe von allen das schlechteste Gewissen. Manchmal meine ich, aller Menschen schlechtes Gewissen fließe in mir zusammen. Ich bin ihr Abwasser, ihre Kloake, das ist mein Los!"

Er erschrak, als er plötzlich in der Mitte der Brücke einen Menschen sah, ein junges Weib, das in die Tiefe hinunterstarrte. Er ging auf sie zu, machte absichtlich laute Schritte, damit sie ihn hörte. Sie zuckte zusammen und schien

zu überlegen, ob sie nicht fortlaufen solle. Die Furcht hielt sie fest.

Hans blieb bei ihr stehen und sagte: „Bitte fürchten Sie sich nicht. Ich tue Ihnen nichts.“ Seine Stimme klang wie die eines Kindes. Da wandte sie sich ihm zu und lächelte ein wenig; er sah, daß sie geweint hatte.

„Ist es Ihnen nicht unheimlich, hier allein zu gehen?“ fragte er.

„Mir ist gar nichts mehr unheimlich“, sagte sie stumpf. „Mir ist alles gleich. Wenn's nur einmal ein Ende hat“.

„Haben Sie keine Wohnung?“ fragte er schüchtern.

„Da unten im Wasser wär' noch Platz für unsereins, sonst nirgends mehr!“ —

„Das ist schrecklich. Sie müssen doch irgendwo schlafen.“

„In meinem Bett liegt eine Andere. Deretwegen hat er mich hinausgeworfen. Ich war ja nur sein Verhältnis.“

„Aber kommen Sie doch, gehen wir in die Stadt, wir werden einen Platz zum Schlafen für Sie finden. Sie sind noch so jung, Sie können das nicht vertragen, die ganze Nacht da im Freien.“ Er bemerkte, daß sie höchstens sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein konnte. Ihr rotes Haar leuchtete, besonders jetzt, da sie so blaß war. Ihre Kleidung schien sehr ärmlich. Das Mitleid überwältigte ihn ganz; er legte seine Hand auf ihren Arm und sagte wieder: „Kommen Sie doch, kommen Sie doch, gehen wir schnell in die Stadt.“

Die Gleichgültigkeit verschwand aus ihrem Gesichte. Sein jugendliches Aussehen gab ihr Vertrauen, seine Hand war so lieb und warm.

„Wenn Sie meinen“, sagte sie. „Das Logis da unten ist ja schließlich später auch noch frei.“ Sie deutete auf das Wasser. Die Erinnerung an ihr Leid trieb ihr Tränen in die Augen.

„Ja, das meine ich. Kommen Sie nur schnell mit mir!“

„Gar so schnell wird das heute nimmer gehen, ich bin so müd."

„Sie haben sicher auch —"

„Sagen Sie's nur, nichts gegessen hab ich, wollten Sie sagen. Nein, seit mehr als vierundzwanzig Stunden."

„Schrecklich, schrecklich. Sie tun mir so leid. Und jetzt müssen wir den weiten Weg zu Fuß zurückgehen."

„Wohin wollen Sie mich denn eigentlich führen?"

„In irgend einen Gasthof, wo Sie schlafen können. Morgen können wir dann über das Weitere reden."

„O, da täuschen Sie sich aber sehr, wenn Sie glauben, daß uns, wenn wir so mitten in der Nacht, um drei Uhr, anläuten, in einem Gasthof überhaupt aufgemacht wird. Das tun die nicht, die meinen, wir sind schlechte Leut, die trauen sich schon wegen der Polizei nicht."

Daran hatte er nicht gedacht. Ja, es war selbstverständlich, daß man nirgends öffnen würde. „Dann geb ich Ihnen mein Bett", sagte er, „mir macht das nichts aus, ich bin schon oft eine ganze Nacht wach gewesen." —

„Bei wem wohnen Sie denn?" —

„Wir sind unser drei. Mein Pflegevater, seine alte taubstumme Verwandte, und ich." —

„Ja, was werden die aber sagen, wenn Sie mich so daherbringen?" —

„Was ist da weiter zu sagen. Sie wissen nicht, wo Sie schlafen sollen, Sie müssen aber schlafen, also . . ."

„Ich weiß nicht, ob das so einfach ist", sagte sie. Mit ihren siebzehn Jahren hatte sie schon eine primitive Kenntnis des Lebens aus den Mißhandlungen geschöpft, die sie von den Menschen erlitten hatte. „Nein, das ist ja nicht so einfach, ich glaub', Sie werden von Ihren Leuten böse Anstände kriegen."

„Aber wieso denn! Jeder Mensch hat doch das Recht,

irgendwo unter zu kriechen und zu schlafen. Das werden sie daheim ohne weiteres verstehen."

Sie schüttelte den Kopf, aber widersprach ihm nicht gleich. Eine Weile schritten sie schweigend dahin. Endlich begann sie wieder:

„Sehen Sie, das wär' etwas anderes, wenn ich ein Mann wäre. Aber ein junges Frauenzimmer auf einmal nachts in die Wohnung bringen, das wird niemand erlauben. Und dann will ich nicht, daß Sie nicht in Ihr Bett können."

„Reden wir von anderen Dingen! Das ist jetzt schon abgemacht. Sie schlafen bei uns, Sie legen sich in mein Bett."

Und sie redeten von anderen Dingen. Zögernd, weil sie fürchtete, sie könnte ihn abstoßen, erzählte sie ihre Geschichte. Diese war alltäglich, einfach und traurig. In den Augen ihres empfindsamen Begleiters aber erhob sich, was sie mit zögernden, hingeworfenen, schlichten Worten erzählte, zu einem bedeutenden Schicksal, dessen Jammer die ganze Welt, und besonders alle Männer, anklagte und von dem er sich betroffen fühlte. Seine Erregung war mächtig.

Geboren in einem Dorfe nächst einer kleinen deutschen Universitätsstadt hatte sie ihre stille Kindheit in einem Häuschen verbracht, das mit einem kleinen Garten und einem Stück Weinberg zusammen die Habe ihrer Eltern ausmachte. Als sie elf Jahre alt war, starb der Vater weg. Als sie dreizehn zählte, verkaufte die Mutter Häuschen und Garten, weil sie sich auf die Dauer nicht damit hätte behaupten können, mietete sich Küche und Stube, und schlug sich mit Taglöhnerarbeit schlecht und recht durch; das Mädchen schickte sie in die nahe Stadt, um das Nähen zu lernen. Mit fünfzehn Jahren hatte es ein kurzes Verhältnis mit einem Studenten, der es gegen die Bitten der Mutter bewog, ihm nach München zu folgen. Die Mutter

hatte sie endlich ziehen lassen; sie war eine arme beschränkte Frau, halb und halb glaubte sie selbst daran, daß die Absichten des Studenten, der die Tochter später heiraten wollte, von Bestand sein würden. Aber nach einiger Zeit hatten sich die Liebenden in Unfrieden getrennt. „Wir haben immer soviel gestritten", sagte sie, „das ist wahr, aber ich hab das so hingenommen, weil wir uns nach dem Streiten wieder zu einander ins Bett gelegt haben. Ich hab nicht gedacht, daß er sich darauf berufen könnte und von mir fortgehen. Ich hab gefunden, er tut mir Unrecht, indem er gegangen ist. Es ist wahr, ich kann leicht zornig werden — ja, Sie sehen mir's nicht an —, aber zum Streiten gehören doch immer zwei, wie zur Lieb' auch. Und er muß doch dann auch seinen Teil Schuld an allem gehabt haben. Er ist nachher wieder fort von München, ein unruhiger Mensch, den's durch die Welt treibt."

Als sie von dem Studenten verlassen worden war und sich plötzlich allein sah, hatte sie sich einen Posten als Näherin gesucht. „Eine Mark fünfzig Pfennig am Tag, es war hart, trotzdem hat es sich aushalten lassen. Aber ich war soviel allein, dafür bin ich nicht geschaffen."

Dann hatte sie einen jungen Elektrotechniker gefunden, der eine eigene Wohnung hatte und dem seine Frau davongelaufen war. „Wenigstens hat er's so erklärt. Und mit der Zeit hab ich meinen Posten aufgegeben, der Mensch war eifersüchtig auf einen Ausgeher von unserm Geschäft. Da hab' ich ihm nachgegeben, bin ganz zu ihm gezogen, und hab ihm seinen Haushalt geführt, so gut ich's können hab. Und vorgestern in der Früh hat er sich vor mich hingestellt und hat mich groß angesehen vom Kopf bis zum Fuß. ‚Sophie, es tut mir leid', sagte er, ‚wir müssen auseinander gehen. Meine Frau kommt wieder, sie hat was geerbt. Sie ist nicht so schön wie du, aber dafür brauch ich nicht eifersüchtig auf sie zu sein. Um dich muß ich

immer in der Angst leben.' Er hat mich noch einmal recht traurig angesehen."

‚Du bist ein Feigling', hab' ich zu ihm gesagt.

‚Vielleicht hast du recht', meinte er.

‚Du bist ein Lump', hab' ich dann geschrieen. Ich war furchtbar erschrocken und zornig, und ich wollt's nicht glauben, daß ich mich einfach so fortschicken lassen muß."

‚Du bist ein schlechtes Mensch', hat er mir zur Antwort gegeben. ‚Ich hab' in Frieden auseinander gehen wollen, aber schimpfen lass' ich mich nicht von so einer wie du - '."

Da hatten sie eine Weile fortgestritten und etwas gerauft, bis er sie dann plötzlich noch einmal ins Zimmer hinein zog und auf das Bett hin.

„Aber danach ist er aufgestanden und hat gesagt: ‚Das ändert übrigens gar nichts, du mußt fort'.

Da hat mich der Zorn gepackt, daß ich nimmer hab reden können und bin fortgegangen und hab getan, als ob er gar nicht mehr auf der Welt wär. In mir war's aus, ich hätte auch gar nicht mehr bei ihm bleiben können.

Ja, und dann bin ich herumgelaufen. Und dann wollt' ich sterben. Da haben Sie mich grad getroffen."

Sie sah ihm dankbar in die Augen. Der Gedanke, daß die natürliche Art, in der sie erzählte, ihn abstoßen könne, kam ihr nicht in den Sinn. Sie hatte geliebt, das war ihr Recht. Es war der Sinn ihres Lebens, den sie erfüllte, ohne darüber zu sinnieren.

Er schwieg und betrachtete sie von der Seite. Der nächtliche Südwind trieb warm hinter ihnen her, um ihre kleinen Ohren lösten sich feine, rote Haare und flogen ihr ins Gesicht. Sie steckte sie wieder zurück. Sie trug eine Bluse mit ausgeschnittenem Hals. Ihre Haut leuchtete weiß hervor.

So waren sie bis zu den Ueberfällen bei Thalkirchen gewandert. Die Wasser rauschten mächtig und sprangen

flimmernd über die Schnelle. Bei einer Bank blieb sie stehen. „Ich bin müd, wollen wir ein wenig ausrasten.“ Er setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, neben sie. Der schwüle Föhn vermehrte seine Erregung über alles, was er gehört hatte; es war ihm beklommen zu Mute. Wieder betrachtete er sie von der Seite, da trafen sich ihre Blicke, und sie lachte. „Warum reden Sie denn jetzt auf einmal gar nicht mehr?“

Er errötete, ohne zu wissen warum.

„Sehen Sie, das Gras wächst schon wieder“, sagte er endlich, „es wird bald alles grün sein.“ Er legte seinen Arm auf die Lehne der Bank, um sie besser sehen zu können. Sie wandte sich ihm zu und legte ihre Hand voll Herzlichkeit auf die seine. „Sie sind ein guter Mensch, glaub ich.“

„Sagen Sie das nicht, ich bin nicht besser als die Andern.“ Er errötete wieder.

Und sie schwiegen noch einmal. Da trieb ihm der Wind den Hut vom Kopf, hinein ins Gesträuch. Schnell stand sie auf und lief danach, er hinter ihr her.

Sie bückten sich beide gleichzeitig und stießen aneinander. Sie erhoben sich, sahen sich in die Augen, einen Augenblick lang, und fielen sich in die Arme.

Der Märzenwind trieb über das Gesträuch hin. In seinen schwülen Hauch mengte sich Flüstern, und den jungen Menschen versank die Welt in Lust.

Besiegt / von Albert Ehrenstein

Dämmerig unter den schweigenden Bäumen hin ich ging, ging
schattende Mauern entlang, schattend vor mich hin.
Und es war die süße Stille, der tiefste Gast mir.
Doch die fernen Donner wolkten heran,
und die Berge der Wipfel
schnoben schütternd unter Sturmeshand.
Leichten Schrittes sprang ich zu der Titanen Tänzen, fiel.
Und ächze nun an Ufern, die mit spitzen Steinen bestreut sind.
Aller Erdenwege Staub und Schmutz an meinen Füßen,
weh mir, daß ich noch in den Kot der Zukunft steigen muß!

Und rotzt aus roten Wangen kaum ihr lallend Wort,
mich jammert schon der Säuglinge, die da stündlich,
unzählig wie die Mücken, stürzen an den Tag.
An sie auch werden schwarze Rosen dringen,
schon hör' ich an ihr grauergrämtes Haar klingen
schöner Wimpern Abendgesang:
„Unter Träumen, Wollustschäumen
geht das Leben zu schattenlosen Bäumen
der unteren Welt.
Himmel blau und Himmel rot,
morgen sind wir alle tot!"

Gedanken / von L. E. Tesar

Der Künstler kann die Synthese des Werkes mit Absicht dem Betrachter überlassen. Das taten die Dombildhauer des Mittelalters. Der Betrachter mußte die Figuren der Ecclesia und der Synagoge, die Bestandteile der Krippe, die Figuren des jüngsten Gerichtes in sich zur Einheit kneten. Rodin verfuhr ähnlich in den Bürgern von Calais. Wer formalistisch zergliedert, wird in diesen Werken die logische Einheit vermissen. Der Mangel liegt indes im Betrachter, der über keine andere als eine formale Erkenntnisweise verfügt.

*

Der Schöpferische hat den Mut, die Form aus sich herauszustellen; der Artist das Bedürfnis, sich in eine Form zu stellen.

*

Ich glaubte einmal, eine Landschaft in verschiedenem Lichte, in verschiedenem Wetter, zu verschiedenen Tagesstunden malen sei ein Suchen nach der Idee der Landschaft. Ich stellte mir diese als etwas, vielleicht als ein Ding, vor, gegen das die Ideen des Lichtes, des Klimas, der Zeitlichkeit im Kampfe wären.

Später fragte ich mich, gibt es etwas anderes als die Erscheinung schlechthin? Gibt es eine Landschaft an sich und über ihr das Licht und an ihr die Zeit? Existiert die Landschaft von zwölf Uhr noch in irgend einem ihrer Teile in der Landschaft von ein Uhr? Diese hat sich auch nicht aus jener „entwickelt". Die ist einfach fort und die andere ist da. Was in beiden das Gemeinschaftliche, das an sich Seiende scheint, ist das betrachtende Ich.

*

Etliche erheben einen prinzipiellen Einwand gegen jene Schaffenden, die ihre Stoffe der Vergangenheit entnehmen. Sie verweisen auf die Fülle des Problematischen im

Gegenwärtigen. Der Vorwurf trifft zu, wenn die Flucht in die Geschichte bloß die Jagd nach „Inhalten“ ist. Ueber so geborene Werke nachzudenken, wäre müßig, sei nun ihr Inhalt historisch oder gegenwärtig. Der Künstler jedoch geht zwischen das Vergangene, um sein schaffendes Ich vor einer, dem Werke abträglichen, Zersplitterung und Unaufrichtigkeit zu bewahren. Denn immer spiegelt der Schaffende sein Ich im Werke und diese Spiegelung setzt eine umso brutaler Selbstentblößung voraus, je verwandter, der Zeit und dem Raum nach, das Milieu der geschöpften Gestalten dem Milieu des Schöpfers ist. Dieser sucht daher desto stärker sein im Werke wiedergeworfenes Ich zu maskieren, je mehr er seiner Gestaltungskraft mißtraut, seine (zur Schöpfung nötige) Einheitlichkeit gegen die ununterbrochene Analyse, welche die Schöpfung begleitet, zu erhalten. Das historische Kostüm gestattet sozusagen dem Schaffenden eine Ausrede gegen sich selbst. Die Schilderung gewesener Zeiten ist ihm eine spanische Wand, die er in den Stunden des Zweifels zwischen sich und das Werk zu schieben vermag. Das „Gegenwärtige“, nach Zeit und Raum, nach Form Gegenwärtige, ist die Domäne vielleicht nur außerordentlicher Menschen. Und dieser sind sehr Wenige. Selbst Strindberg nennt sein aufrichtigstes Buch, die „Beichte“, ein „fürchterliches“ Buch. Ibsen hat im Grunde nur scheinbar die Gegenwart geschildert. Der Quell seines Schaffens ist zutiefst die Sehnsucht nach dem Märchen. Er hat deshalb seinen gegenwärtigen Gestalten immer wieder ungegenwärtige, fast sentimentale Gestalten und Vorgänge an die Seite gestellt; jene zeitgegenwärtigen Gestalten also in einen ungegenwärtigen Raum gerückt. Der fremde Herr, Lövborg, der weinlaubbekränzte Poseur, das Schlittenschellengeklingel sind die unwirklichen Träume, die Ibsen als befreiende weiche Schleier zwischen sich, den analytisch Erkennenden, und seine Figuren, die also Erkannten, zieht.

Das Entscheidende im schaffenden Menschen ist die Aufrichtigkeit des Wollens. Wie weit die Aeußerung dieses Wollens aufrichtig, also gewissermaßen schamlos sein k a n n, scheint weniger eine Sache der Psyche, auch nicht der der künstlerischen Psyche, als vielmehr der Nerven.

Das Niedertauchen in Vergangenes kann ein notwendiges Bad für das Gehirn des Schaffenden sein. Man gewöhne sich daran, nicht aus den Einzelheiten das Werk zu beurteilen, das wäre bestenfalls eine Prüfung auf artistische Gewandtheit des Schöpfers, sondern die Einzelheiten aus dem Werk zu begreifen. Die größten Werke mögen wohl dann entstehen, wenn der Mensch die Finger in seine Wunde legt und sie zum Schwären bringt. Ihm allein aber ist die Entscheidung überlassen, wie weit er den Reinigungs- und Eiterungsprozeß seines Blutes treiben darf.

*

„Was nennst Du Dilettantismus?"

Dessen Gegner der Schaffende und der Tätige ist, dessen Freund der Geschäftige ist. — Der Dilettant ist bar jeder Distanz. Er umarmt alles, was ihm über den Weg läuft, aber er zeugt nicht. Weder in sich, noch in anderen. Alle Erscheinungen fließen spurlos durch ihn. Er fühlt nicht die Notwendigkeit der Wahl; er hängt sich höchstens an das Originelle. Er wächst niemals in das keimende Heute hinein, er bleibt stets der Mensch des berichteten Gesterns. Er hüpft wohl von einer Erscheinung zur anderen, er ist beweglich wie ein Tanzmeister, seine Gebärden aber ändern sich nicht. Der Dilettant hat keine Wandlungen. Seine Stirn pflügt die Zeit nicht; sie bleibt ungezeichnet. Er kennt die Langeweile, denn nur ihre Vermeidung ist das Ziel seines gelenkigen Eifers. Die Gegensätze des Dilettanten sind der gestaltende Künstler, der gegen die Erscheinung stößt, sich zu vergessen, und in ihr sich wiederfindet, und der tuende Held, dessen Atem der des Menschenge-

schlechtes ist, dessen Leben die Leiden der Hunderttausenden und Millionen vor ihm, neben ihm und hinter ihm in sich eint. Der Dilettant sieht zum Nachthimmel empor, um ein Wissen, das er gelesen hat, oder eine Empfindung, die er gehört hat, kostend zu bestätigen. Sein Blick ist nicht begierig, er zählt nur. Mit der Notiz des Gesehenen eilt der Dilettant zu den anderen; die „Anderen" sind sein Glück und sein Gewissen. Er hat keine Musik, er kennt — trotz seiner Bemühungen — im Grunde nur das Geräusch. Denn er wird niemals das Lied, dessen Schwingungen an seine Nerven rühren; er schwätzt bloß darüber.

*

Es könnte einer, im Bestreben, der Forderung nach persönlichem Sein bis ins Aeußerste zu genügen, die geschlechtliche Selbstbefriedigung verlangen. Das hieße die Befreiung vom Zweiten erschleichen durch die Isolierung seiner selbst. Die höchste Stufe der Persönlichkeit, als „Einzig Seiendes" überzubleiben, wäre gleichzeitig deren Ende. Gott, als „All-Einer", hat die Zeit und den Raum, hat die Formen, hat sich selbst verloren.

Das „Verbot" zum Weibe zu gehen, sicherte nicht die Einzelheit des Mannes, es untergrübe sie. Verbote sind äußerliche Schranken. Innerliche Wandlungen brauchen keine Verbote, sie kennen die Triebe nicht mehr. Die Verketzerung des Triebes ist nicht dessen Ueberwindung. Sie führt nicht über das Weib, sondern unter dieses. Sie ist Angst vor dem Weibe.

Wer sich mit dem Weibe mischt, erniedrigt sich nicht. Schon die psychische Nötigung lehrt ihn, daß ein Teil seines Seins in jenem des Weibes liegt. Nimmer wird jener ein Einzelner, der sich die Augen verbindet, die übrigen nicht zu sehen. Auch jener nicht, der sich die Augen ausstäche und die Geschlechtsteile herausschnitte. Der allein wird es, der immer wieder in sich hineinsieht und über sich

selbst zu Gericht sitzt. Ehrlichkeit und Lüge und Pose, sie sind vom Wind getragene Namen, sofern ihre Wurzeln nicht in die Nacht eines lebendigen Ich reichen. Der im Streit um seine Ganzheit Unterliegende wiegt schwerer als der in sich geschlossene überlebende Krüppel. Das Wagnis des Kampfes liegt in der Schroffheit der Entscheidung, Sieger oder Besiegter zu sein. Das Versteck im Strauchwerk vermeidet die Unsicherheit des Waldweges, aber es zwingt zum Verbleib im kleinen Ring.

Immer sucht der Mensch den Menschen. Es kann sein, daß Mann und Weib erst zusammen eine organische Einheit werden; es kann ein andermal sein, daß einer des zweiten nur bedarf, seinen Leib in den des anderen zu reinigen.

Der Verkehr mit anderen hängt Parasiten an das Ich. Wer diese in sich aufzusaugen oder von sich abzustoßen nicht imstande ist, hat kein Recht, seine Wege fern von den übrigen zu wählen.

*

Konfessionen und Tagebuchnotizen sind die Leichenbegängnisse im werdenden Ich. Es haftet solchen Wahrheiten des Gedankens und der Empfindung der Fluch an, unwahr zu scheinen, wenn sie das Kleid des Satzes angenommen haben. Ihr Urteil verliert das Recht zu überzeugen, wenn der Stolz und die Wut, die Trauer und die Sehnsucht des Augenblickes von ihm geschwunden sind. Dem Beichtenden tönen nicht selten die eigenen Worte, als spräche sie bereits ein fremder Mund.

Unablässig wollen wir die Wahrheit. Unablässig erfahren wir, daß unsere Antworten tot oder neue Fragen sind.

Die Bekenntnisse eines Ich haben keinen Artcharakter. Sie sind die Dialoge des Ich mit einem Spiegelbilde. Gemeinsam scheint allen suchenden Menschen bloß die Zähigkeit der Schleier, an denen die Suchenden rühren und die die

Geheimnisse bergen. Freilich, wer sagt uns, ob nicht schon die Schleier von Mensch zu Mensch verschieden sind?

Zerreißen in dem Suchenden dereinst die letzten Schleier, zerreißt auch er. Suchen scheint alles — gibt es ein Finden?

Niemals können die Hörenden einen Bekenner völlig verstehen. Vielleicht erleichterte ihre Bemühungen die Kenntnis um dessen Aussehen und Gebärden. Wenn sie wüßten, ob er schmal und eher groß als klein ist. Ob er blonde Haare, braungrüne, kleine Augen, eine plumpe Nase und dicke Lippen hat. Andere Aufmerksame belehrte wiederum kaum etwas mehr als das Wissen über des Autors Pläne, in welcher Form er sein Buch, das bekennende Buch, herauszugeben gedachte. Als schroffe Bejahung, als verträumten Zweifel, als Briefe, als Hinterlassenschaft eines verstorbenen Freundes.

Das Seinsrecht eines Werkes wird durch das Blut bezahlt, welches dem Schaffenden dessen Wissen gekostet.

*

Die Schranke, welche dem Ich das Leben mit anderen und zwischen anderen auflegt, sollte als Schranke erkannt und empfunden werden, damit sie niemals — wie es häufig geschieht — als „kultureller Aufstieg", als „Zweck" gepriesen werde, der über den freien Einzelnen emporführe, sondern als eine bloß zeitliche Notwendigkeit, als „Mittel" gewertet werde, unter den gegebenen Verhältnissen dem einzelnen Ich die größte Freiheit zu gewähren. Wer den Garten für wichtiger als den Zaun hält, wird diesen abtragen oder umwerfen, wenn er jenem keinen Nutzen mehr bietet.

*

„Die höchste Freiheit ist die Befreiung von sich selbst". Ein gefährlicher Satz, wenn er in den Aberglauben der Selbstvernichtung führt. Die Askese muß das Ich härten, darf es nicht zerbrechen. Dieser Satz ist ein Anfang, der

erst am Ende harter Arbeit an sich selbst gefunden werden darf.

*

Mancher Leser hätte es gerne, führte ich die Bücher an, die ich gelesen habe. Wozu? Dann müßte ich auch — und wahrlich mit mehr Recht — die Wolken und Häuser beschreiben, die ich gesehen, das Geräusch der Straße und des Zimmers schildern, das ich gehört habe. Welchen Wert bärge auch die eifrige Versicherung, daß ich den oder jenen Autor nicht gelesen habe. Aus Unkenntnis nicht gelesen oder aus Absicht. Es gibt nur wenige Gedanken, die neu sind. Noch viel wenigere, die bloß ein „Einziger" zu formen imstande wäre. Zu sehr schwirren die Gedanken durch die Luft. Dicht und beweglich wie Mückenschwärme, die an den Sommerspätnachmittagen um jeden Wanderer summen, der des Weges kommt. Wir kennen Bücher und Menschen, auch wenn wir keine Zeile von ihnen gelesen, kein Wort mit ihnen gewechselt haben.

*

Viele Gedanken gleichen parasitären Organismen.

Sie haften an den Wänden unserer Zimmer. Sie kriechen durch die Straßen, sie lagern in den Dunstwolken über der Stadt.

Wir leiden an oder unter diesen Gedanken. So werden wir alt, weil der Gedanke des Alters sich an uns klebt. Ist er in uns entstanden oder hat ihn uns ein anderer zugesendet? Und wenn wir sterben, werden wir von fremden Gedanken erstickt oder von eigenen verlassen?

Gebären wir die Gedanken wie die Frauen die Kinder? Oder sind die Gedanken da von Anbeginn? Ist der Gedanke zerstörbar? Oder kreist er mit seinen Brüdern in unaufhörlichen Wirbeln durchs All und wir beugen uns ihm, wenn er uns durchschneidet? Das Leben der Erde und der Menschen wogt in großen und kleinen Wellen.

Sind wir selbst Gedanke? — Und die Zeit? Ist sie ein Ungeheuer, uns und die Dinge zu verdauen? Sind wir oder werden wir? — Die nur jenes behaupten, dürften nicht fragen; denn die Frage ist Bewegung, sie erzeugt immer wieder das Sein. Die aber nur dieses behaupten, haben den Widerspruch schon in der Behauptung; denn die Behauptung ist Anfang oder Ende, sie ist die Grenze der Bewegung.

Wenn ich Gedanke bin, warum fühle ich dann? Warum will ich? Ist jedoch mein Fühlen und Wollen nicht vielleicht auch ein Gedanke, einer, der fremd durch die anderen gewandert, schließlich zu mir zurückkommt und mich nimmer verläßt?

*

Eine Kokette hat gar feine und viele Fühler. Sie redet mit einem Mann, sieht nur ihn an, bewegt kaum ihren Leib, um zu atmen — aber ihre unsichtbaren dünnen Fühler kriechen von ihr nach allen Richtungen aus, den Männern der Umgebung über die Haut, die Nerven dieser Männer in ihren Bann, den Bann der Kokette, zu bringen. Das Erstaunlichste und Grauenhafteste: diese unsichtbaren Fühler sind durchaus bewußte Organe der Kokette.

*

Dem Worte Symbol stehen wenige gleichgiltig gegenüber. Viele hassen die bedenkliche ungegenständliche Grenzverflossenheit, die seinem Gebrauch anhaftet; viele können das Wort nicht sagen, ohne in dessen Aussprache ihre innerliche Ueberzeugtheit von der bloß geistigen Realität alles Seienden anzudeuten.

Das Wesen des lebendigen Symbols läßt sich nicht definieren, höchstens umschreiben. Worterklärungen nützen gar nichts. Am ehesten könnte Symbol noch mit „Bild“ übersetzt werden, wenn dabei an dessen Verwendung in der plastischen, von Rätseln durchschauerten Sprache frühe-

rer Völker gedacht wird. Das Symbol bleibt nur solange lebendig, als sein Inhalt nicht auf begriffliche Formeln reduziert werden kann. Die Darstellung der Liebe als Amor, der Gerechtigkeit als eines Frauenzimmers mit verbundenen Augen ist gänzlich unsymbolisch. Einige nennen daher solche gedächtnismäßige Uebersetzungen bloß allegorisch. Sie gewinnen nichts dabei; die Gequältheit jedes Wortunterschiedes — hier desjenigen zwischen den Bezeichnungen Symbol und Allegorie — tötet gewöhnlich das Leben beider Worte. Wilde, der alle Kunst symbolisch heißt, denkt an das Symbol als an eine Quelle von Möglichkeiten, die nicht ausgeschöpft zu werden vermag. Eine solche Quelle versiegt auch dann nicht, wenn gebildete Schwätzer stets von neuem behaupten, die „endgültige Lösung" eines Wertes oder Werkes gefunden zu haben. In welch pedantischer Weise ist nicht die Primavera von Botticelli zerklügelt worden! Das Gemälde hat alle Ausdeutungsversuche überdauert. Keiner kann mehr darüber sagen, als daß der Künstler in ihm nach der Gestaltung des Symbols der Mütterlichkeit gerungen hat. Die vieldeutige Lebendigkeit des Symbols wandelt sich durch logische Zergliederung in ein lebloses Schemen. Der Liebende ist keinen Augenblick vom Zweifel befallen, er hätte die Seele, das Symbol des geliebten Menschen nicht erfaßt; doch sie bleibt ihm etwas, das nicht in Gattungsworten auszudrücken ist. Er erkennt den geliebten Menschen in dessen kleinsten Zügen, aber er zählt ihn aus diesen Zügen nicht zusammen. Er spürt hinter allen dessen Aeußerungen immer den Träger. Den liebt er; ihm verzeiht er Handlungen, für die ein Dritter, welcher nur die Wirkungen beobachtet und nicht den Menschen hinter ihnen fühlt, bloß absprechende Urteile besitzt. Der Liebende sieht tiefer als alle übrigen in das Wesen des Geliebten, aber er kann davon weder sich, noch gar anderen Rechenschaft geben. Es ist das Rätsel

der Liebe, daß die Liebenden nicht wissen, warum sie einander und was sie in einander lieben. Ueber Symbole läßt sich nicht reden; ihr Erlebnis verträgt nur den Traum oder die Gestaltung. Wilde verlangt darum, daß alle Kunst nicht nur symbolisch, sondern auch oberflächlich sei. Es muß der innerliche Verstand der Dinge in deren Fläche gelegt werden, denn er kann nur in sinnlichen Formen erschaut werden.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts gingen sie hingegen darauf aus, das Symbol (als etwas Getrenntes) von der sinnlichen Erscheinung abzulösen und aus den so „gereinigten" Symbolen eine geistige „höhere" Welt zu bauen. Das Symbol nahm für sie die Gestalt einer geometrischen Figur oder einer Ziffer an; die Natur wurde ihnen ein System von Zahlen. Sie schrieben: „Das ganze System des All beruht auf gewissen Grundstimmungen, wovon das Wissen, die Form und die Aktion aller Dinge, sowohl für sich als in Verbindung mit dem Ganzen, eine natürliche Folge sind. Diese Grundstimmungen nennt man die Zahlen der Natur. Wer sie kennt, der kennt zugleich die Gesetze, wodurch die Natur besteht, die Verhältnisse ihres Zusammenhanges, die Art und das Maß ihrer ganzen Wirksamkeit, das Band aller Ursachen und Wirkungen, die Mechanik des All. Die Zahlen sind die unsichtbaren Gefäße der Wesen, wie die Körper ihre sichtbaren. Jedes Wesen hat Prinzip und Form. Das Prinzip ist eine Einheit, diese wird zu einem geformten Wesen durch die Energie, diese aber durch die Zahl bestimmt . . . Die wirklichen Zahlen des All sind zwar unendlich, aber ihr Gang ist einfach und gerade, weil alles auf den ganzen Zahlen Eins bis Zehn beruht . . . Alles steigt von der ersten Grundzahl bis zur Zehn der einfachen Zahlen; und diese liegt wieder in den vier ersten Grundzahlen, deren Zusammensetzung zehn gibt . . . Die Zahlen sind die Ursache der Harmonie. Wer

seine Zahlen verläßt, der verliert alle Gemeinschaft mit dem Guten und wird allen Unregelmäßigkeiten zuteil." — Das System dieser Zahlengläubigen ist um nichts wertvoller, aber auch um nichts wertloser als das System irgendwelchen Dogmatikers. Das System des Symbolasketen hat aber den Vorteil, seine Anhänger zu Verächtern jeder irdischen Auszeichnung und jeden irdischen Rangunterschiedes zu machen. In den Reihen ihrer besten Apostel steht der Koloß Oliver Cromwell.

Ich hatte mich einmal überzeugt, daß das Goethe'sche Hexen-Einmaleins, von dessen gedanklicher Sinnlosigkeit Viele durchdrungen scheinen, nichts anderes ist als eine zusammengedrängte pythagoräisch kabbalistische Zahlensymbolik. Die „eins" ist den Pythagoräern der „zehn" gleich, weil nur die Zahlen von eins bis neun als giltig betrachtet wurden und jede höhere Dekade als Wiederholung der niederen aufgefaßt wurde. Die „eins", und dadurch die „zehn", ist aber auch dem „nichts" gleich, weil die Einheit wohl als eigentliche Ziffer angesehen wurde. Das Zählen begann für die Pythagoräer mit der „zwei", die sie aber als Zahl der veränderlichen Meinung verwarfen. Ebenso, wie zumeist, die „vier", weil sich in dieser der „Fall" der höchsten Dreiheit — des Logos, der Identität Vater, Mutter und Sohn oder Brahma, Brahma Vach und Brahma Viraj oder Anfang, Mitte und Ende — in die Weltentwicklung, den „auseinandergeblätterten" Logos versinnbildlicht. Die „neun" ist als „letzte" göttliche Offenbarung so vollkommen wie die „eins". — Es scheinen dem Einmaleins dieselben kabbalistischen Anschauungen zugrunde zu liegen wie dem mephistopheliſchen Bekenntnis vom Licht. In der „Geheimlehre" nämlich wird das Licht als eine Geburt der Urmutter beschrieben, welche Mutter die Nacht oder der ihr gleichgestellte Raum ist; das Licht gilt dort darum als eine Verschlechterung des mütterlichen Raumes, die an

die Existenz der Körper gebunden ist und mit den Körpern in die Nacht, die Mutter, dereinst wieder verrinnen wird.

*

Manchmal erscheint einem der Mensch nur Griffel oder Pollen in der nach Zeugung drängenden Natur. Je gewaltiger er sich bäumt, je trotziger er die Natur, die Mutter, verleugnet, umso sicherer nutzt ihn diese. Im Beginne war nicht die Einheit, im Beginne war nicht die Vielheit, dort war die Zweiheit. Die Zweiheit, die sich haßt und flieht, die sich liebt und verschmilzt. Nur sie ist immer und sie wird auch am Schlusse sein.

*

„Es gibt keinen Tod. Man wird sich der endgiltigen Trennung, die so grausam erscheint, ebenso wenig bewußt wie das neugeborene Kind sich seiner Geburt bewußt wird." So spricht Flammarion, der Popularisator der Wissenschaft. — „Nein, nein, leben, leben, nur leben — unter welcher Bedingung es auch sein möge!" So sprach E. T. A. Hoffmann, der schöpferische Mensch, fünf Monate vor seinem Tode.

Warum soll das Sterben dem Menschen eine leichte Sache sein? Auch das Tier stirbt schwer, und wer unter uns weiß, ob die Pflanze rasch ihr Leben hingibt. Lügt sich der Mensch, der den Tod zum entwicklungsgeschichtlichen Uebergang aus einem nach energetischen Zwecken geregelten Stadium in ein anderes gleicher Art erklären will, nicht um die schmerzlichste seiner Fragen herum? Je verwickelter die geistige und nervöse Bewegung eines Menschen ist, desto länger mag am Ende dessen Weg vom Lebendigen in das Nichts sich dehnen. Ahnen die Gesunden, welche davon nicht lassen können, sich um Sterbende zu gruppieren, die Fülle von Erlebnissen und Entsagungen, welche die scheidende Seele in den Sekunden der letzten Züge quälen und

läutern? Ist sterben nicht die vollständigste aller Selbstbegegnungen? Der Tod ein großer Spiegel, der die Welt zudeckt und dem Endenden nur dessen eigenes Antlitz zeigt — ohne Umgebung, ohne Raum, ohne Zeit, ohne Licht; bis auch dessen Bild verschwindet. An dessen Stirn niemals die Frage „Weshalb?" geklopft, der mag in glücklicher Gemütlichkeit von hinnen gehen. Wird es auch dem gelingen, der zeitlebens unter Berufung auf die Erfüllung von familienhaften, gesellschaftlichen und amtlichen „Pflichten" die Frage vergessen hat und im Antlitz des Todes die Nichtigkeit solcher Pflichten liest? Welcher der Großen starb, beruhigt durch die Ueberlegung, ein Beispiel alltäglicher „Energieumwandlung" zu sein? Rief nicht Christus, der Erlöser, am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?"

Der Tod ist ein Ereignis, welches nur die Persönlichkeit als solche betrifft und welches jeder selbst erleben muß. Seine Finger zerbrechen alle Konstruktionen. Das Sterben kostet das Leben und der Sterbende empfindet dessen Verlust umso bitterer, je mehr er um dieses Leben betrogen wurde.

Das Leben ist das Einzige, was dem Menschen gehört. Es ist seine einzig mögliche Behauptung, sinnliche und geistige Behauptung. Der Trotzige entäußert sich dieser nicht leichten Kaufes. Wäre unser Leben bloß eine Vorbereitung auf eine andere Existenz, müßte uns diese irgendwie gegeben sein. In unseren Händen liegt nur die Gegenwart; auf daß wir sie gestalten. Religiöse oder geistige Geizhälserei ist um nichts klüger, um nichts weniger verbrecherisch als die materielle.

*

Einer schrieb mir den Spruch des Sokrates aus der Apologie:

„Den Tod fürchten, Athener, das ist nichts anderes, als sich weise dünken und es doch nicht sein. Denn es ist ein

Dünkel, etwas zu wissen, was man nicht weiß. Niemand jedoch weiß, was der Tod ist. Ob er nicht das größte unter allen Gütern für den Menschen ist. Sie fürchten ihn aber, als wüßten sie gewiß, daß er das größte Uebel ist."

Ich fürchte nicht den Tod und auch nicht dessen Form, indem ich das Leben als des Menschen einzige Möglichkeit zu Glaube und Liebe, Tat und Werk behaupte. Sokrates heißt wohl unwissend die Einbildung etwas zu wissen, was einer nicht wisse und wissen könne; wenige Zeilen nachher trifft er jedoch selbst eine dogmatische Entscheidung zwischen gut und übel. Auch *seine* Worte machen mich nicht irre.

Denke ich an den Tod, wird meine Haut weder kalt noch rauh und meine Haare bleiben ruhig liegen. Doch ich behaupte den Trotz auf das Leben, den Trotz gegen jene, die den Tod als einen gelegentlichen Umstand beschreiben, um die Menschen des Rechtes auf das Leben, des Rechtes auf das Ich, zu entwöhnen.

F. Blei und Kierkegaard / von Theodor Haecker*)

Als ich nach Fertigstellung meiner kleinen Schrift über Kierkegaard zum Spaß die abstrakten Möglichkeiten bedachte, wie ich sie auch anders hätte schreiben können, wunderte ich mich über deren große Anzahl. Ich hätte ja nach Kants und Goethes Versimmelung auch Kierkegaard zu einer Berliner Wassersuppe verkochen können. Zur Verfügung stand auch irgend ein anderer philosophisch vertrockneter Mumien- oder ausgefleischter Ske-

*) Vgl. dazu die Aeußerungen F. Bleis („Die weißen Blätter" I, 5) über des Verfassers Schrift „Soeren Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit", die in den nächsten drei Heften des „Brenner" Gegenstand einer eingehenden Betrachtung von seiten Carl Dallagos sein wird.

lettstil, der mir den sichern Erfolg gebracht hätte, letzten Endes als intentionaler Aktträger in den Seinsbezug des „Logos" eingeordnet zu werden. Nach Durchlaufung aller Zwischenstufen wäre ich bei der Gemeinheit angelangt, zu behaupten, Mauthner meine und wolle eigentlich dasselbe wie Kierkegaard. Eine der Zwischenstufen hieß auch F. Blei. Daß ich sie, unbewußt und bewußt, hinter mir gelassen hatte, stand so fest, daß es der „Feststellung" F. Blei's eigentlich nicht bedurft hätte. Es ist auch nicht der Umstand, daß sich F. Blei persönlich zu mir wendet, der mich veranlaßt, ihm zu antworten, sondern der andere, daß ich ihn vorher in meiner Schrift auch genannt habe.

F. Blei gesteht mir stolzen Mut zu und behauptet, daß er zu vielen Dingen nicht anderer Meinung sein könne als ich.

Wohl aber im Hauptthema. K. hat nicht nur das vollständigste Buch über sich selbst in allen seinen Büchern geschrieben, das alle Bücher anderer überflüssig macht, sondern er hat überhaupt nichts anderes geschrieben als sich selber; er ist das einzige Thema seiner Bücher; alle Wege, die er geht, sind freiwillige Umwege zu sich selber; er kommt immer zu sich selber zurück: kommt nicht zu Gott, schleppt Gott in seine Höhle; er war Sokrates noch einmal und ein Dialektiker von solcher Inbrunst, daß es ihm sogar den religiösen Charakter geben konnte, ihm, der nur im Sinne des protestantischen Paradoxes religiös war, dessen genialer Zu-Ende-Denker er war und dessen definitiver Erlediger.

Daß ein Mann, der die „Werke der Liebe" und die christlichen Reden schreiben konnte, der sein Leben von Jahr zu Jahr vertiefte, indem er es „in Gott ausweitete", der vor seinem letzten Kampf über ein halbes Jahr lang im Wachen und Beten „sich für ewig vergewisserte", daß er in der Wahrheit sei und nun aber auch für diese Seligkeit, denn es war ja auch Seligkeit, unter vollkommener und rücksichtsloser Preisgabe seiner bürgerlich-empirischen Person und seines zeitlichen Lebens hinaus müsse in das Mißverständnis, auf Markt und Gasse, zur Vollendung der ihm zugewiesenen Aufgabe, daß dieser Mann „Gott in seine Höhle schleppte" &c. &c., davon verstehe ich zwar

nicht ein Wort, aber ich glaube: c'est de la litérature, auf dänisch: Pjat, auf deutsch: Geschwätz.

Man wird nicht über Nacht und auch nicht von einem Tag zum andern begreifen lernen, daß die größte Person des vergangenen Jahrhunderts auch die größte Sache um einen Ruck vorwärts gebracht hat, nämlich das Christentum, das ein unendliches Leben ist und weder in die Formen des Katholizismus noch in die des Protestantismus zu bannen ist. Wenn es wahr ist — und ich habe es selber ja auch gesagt —, daß Kierkegaard den Protestantismus erledigt hat, so gilt nicht minder, daß es der Katholizismus schon lange vorher war. Das wird freilich zu jenem Hauptthema gehören, in dem F. Blei anderer Meinung ist; aber das macht nichts. Passons. Es war eine Tat von unermeßlicher Bedeutung, das Christentum ganz in die Reflexion aufzunehmen und sie durchlaufen zu lassen, eine Tat, die auch nur von einem Manne vollbracht werden konnte, der nicht nur an „Gaben, Fleiß und Bildung" das Außerordentliche war, sondern der auch „zu Gott kam". Freilich liebte er nicht die Zudringlichkeit (Naergaaenhed) einer gewissen Mystik gegen Gott, weil er trotz der Lyrik des Gefühls — der Seligkeit unsagbare Stille — den heilsamen und menschlich demütigen, vor dem tragischen wie dem komischen Mißverständnis, vor dem Wahnsinn wie vor der Lächerlichkeit schützenden Gedanken der Transzendenz und unnahbaren Unendlichkeit Gottes und der eigenen Ohnmacht und Unwissenheit festhalten konnte. Darum gilt: daß Kierkegaard ein Anfang ist, der noch nicht begonnen hat, eine Flamme, durch welche die Welt noch hindurch muß. Was es heißt, sein Leben doppelt leben, sowohl unmittelbar, wie von Natur aus jeder Mensch, als auch in der Wiederholung im Geiste, das hat erst Kierkegaard deutlich gezeigt, und keiner so vor ihm. Er sah ja die Welt schon so weit fortgeschritten, daß jede schöne Un-

mittelbarkeit, weil sie in des Menschen an sich höher gedachter, bewußter Existenz keinen Ausdruck mehr findet, wie eine schmerzliche Vergeudung ist. Hier liegt ja auch der Grund, warum Karl Kraus nicht begreift, daß die Glockenblumen noch blühen können. Und wie eine schmerzliche Vergeudung erscheint ja nicht nur alle unmittelbare Schönheit der Natur und des Dichters, sondern sogar noch jene Schönheit der reinen Kausalität, des reinen Intellekts, die in einer vollkommenen Maschine anschaulich und offenbar wird.

Was ich mir von der Universitätsphilosophie erwarte, habe ich doch deutlich genug gesagt, es war nicht nötig, daß F. Blei es in schwächeren Worten wiederholte und so tat, als hätte ich es überhaupt nicht gesagt.

Die paar zitierten Sätze sind nun alles, was F. Blei zum Hauptthema zu bemerken hat. Dagegen schreibt er ein paar Dutzend Sätze über ein Nebenthema: über sich selber. Ich kann ihm auch dorthin folgen, ohne Sorge, daß ich mein Hauptthema aus den Augen verlieren könnte, das ich ja doch beständig in mente habe.

Für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren — ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist . . .

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn, daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht.

Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei „von den Idealen verwundet", schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: „Entweder — Oder"; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichen Ehepaar dieser Welt: Sowohl, als auch; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, sowohl Karl Kraus als auch — er selber. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des „Amethyst", so doch der Verfasser des „Heliogabalus" schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Blei's literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und ersprießlicher wäre als das Tun, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein! Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur bei zwei Lebenden, die beide wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: Bei Karl Kraus

und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. Blei, woraus er schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den lebendigen Spuren, nicht nach den literarischen. Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? Viele kennen heute vieles. Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Literat kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken. Ich hätte sogar von Sternen der Literatur reden können, z. B. daß Jakob Wassermann, nachdem er das „Tagebuch des Verführers" gelesen hatte, das Produzieren nicht aufgab, sondern auch noch die „Masken Erwin Reiners" schrieb, oder daß Heinrich Lilienfein die Indenads-Lectie „Periander" in „Schuldig — nicht schuldig", also ein Stück, das nach innen gelesen werden sollte, so gründlich und gräßlich mißverstand, daß er es nach außen las und ein Drama „Der Tyrann" machte. So gewiß nun F. Blei gescheiter ist, als diese beiden, ebenso gewiß ist es dennoch, daß er nicht zu den wenigen Denkern gehört, „in denen Kierkegaard existent ist."

Ich muß noch eine unanständige Bemerkung des Verfassers abweisen . . . Der Verfasser will Claudel durch mich erledigen und gibt mich summarisch noch dem Käufer seiner Meinung drein. Es schmeichelt mir, daß Verfasser mich bei seinen Lesern nicht nur überhaupt als bekannt, sondern sogar als sehr fixiert bekannt voraussetzt. Was er aber für die Prägung einer kurrenten Münze hält, dürfte doch wohl nur ein recht fades übernommenes Klisché sein. . . . Unanständig ist es vom Verfasser — nicht, daß er mich nicht kennt natürlich, aber daß er Claudel durch den diskreditieren will, der zuerst (vor fünf Jahren!) zwei außerordentliche (moderne, nicht „mittelalterliche") Dramen von ihm übersetzt hat.

Es behagt mir gar nicht, daß F. Blei ein und dasselbe, wenn es gegen andere geht, stolzen Mut, wenn es sich aber gegen ihn richtet, Unanständigkeit nennt. Entweder — Oder. Aber davon abgesehen bin ich dafür, daß man den Worten

ihren Sinn läßt. Alle Dinge geschehen ihrem wahren Sein nach nur im Geist und werden auch nur dort entschieden. Alles was sich in dieser Welt, die der Politik gehört, ereignet, ist im schlimmen Fall Entfernung vom Geist, im neutralen Scheinbewegung, und im guten nur Annäherung. Daß dieses so ist, bereitet dem in entschiedener Weise geistigen Kämpfer oft die bitterste Qual, denn er ist wie ein ungeduldiges Kind, das nicht warten kann, er will die Entscheidung sofort, ohne Verzug und auf der Stelle schon in dieser Welt, wo sie doch nicht fällt und niemals fallen wird. Diese Qual steigerte sich ja bei Kierkegaard in den letzten Jahren seines kurzen Lebens manchmal bis zur Unerträglichkeit. Darum begrüßte er auch mit dankbarem Herzen die Gewißheit des nahenden Todes und nahm ihn als letzte Krönung seines Werkes, zu dem er gehörte, an, als letztes Geschenk und letzte Gnade des Vaters, der ihn, nachdem er getreu gewesen war, nun wieder zu sich nahm. Weil also alles der Wahrheit nach nur im Geiste geschieht, so finden auch alle Worte ihren ursprünglichen Sinn erst im Leben des Geistes und sind dort erst zu Hause. Als ich das feuilletonistische Tun Mauthners unappetitlich nannte, gab ich diesem Wort seinen ursprünglichen Sinn, wohl wissend, daß es auch eine übertragene Bedeutung habe, so wenn man sagt, ein Mensch esse unappetitlich, denn hier, hier erst sind wir im unendlich schwankenden Feld der Metapher, hier, nicht dort. So muß nun aber auch das Wort unanständig seinen geistigen Sinn haben. Wenn ich statt der Wahrheit die Lüge sage, wenn ich in einer Polemik, die nur in der Sphäre und mit den Waffen des Geistes geführt werden darf, mit ungeistigen Mitteln endliche und selbstsüchtige Zwecke statt unendlichen und allgemeinen verfolge, dann, aber auch erst dann bin ich unanständig. Das aber habe ich nicht getan, auch nicht als ich „ins Schimpfen verfiel". So durfte mich F. Blei meinetwegen grob, oder wenn er eine Sache besser zu verstehen sicher war, auch dumm nennen, aber nicht

unanständig. Er jedoch liebt die Worte, die daneben treffen oder zurückschlagen; dieser Herzens- und Nierenkenner meinte ja gar, mich mit dem Adjektivum „snobistisch" zu treffen, obwohl er doch hier so offensichtlich von sich selber redet, daß die Blindheit, die es nicht sieht, nur noch komischer wirkt, weil sie die eigene ist. Wenn ich dem Dichter Claudel damit Unrecht getan habe, daß ich zugleich mit ihm F. Blei nannte, den ich allerdings nicht für einen Dichter halte, so tut es mir leid, aber feinere Ohren müssen doch gehört haben, daß es sich nicht um den Dichter handle, sondern um den auch äußerlich prononcierten Katholizismus, der doch auch da ist, und mit dem doch F. Blei, der ja bekanntlich ein noch größerer Diplomat ist als weiland der Kardinal Rampolla und eigentlich, damit die Kirche endlich einmal wieder an Haupt und Gliedern reformiert würde, vom Revolutionsball der Aktion weg zum Papst gewählt werden müßte, auch etwas zu tun hat. Hier gilt und bleibt mein Urteil, weil es mit jenem Hauptthema zusammenhängt, in dem F. Blei zu meinem Glück anderer Meinung ist.

Ob ich den literarisch-jüdischen Neokatholizismus als Symptom dieser Zeit überschätzt habe, ist die einzige Nebensache, über die ich mit mir reden ließe. Die Analogie freilich, die F. Blei fingiert, wirkt nicht überzeugend. Ich glaube nämlich, daß der rechte Mann auch „das Tangotanzen an den Nabel der Welt binden" könnte, umsomehr, als der Ursprung des Tango nicht weit davon entfernt liegen wird.

Aber die heute viel geübte Lust zu schimpfen ist so Passion geworden — mit so nachlassendem Denken — daß sie sich auf die skurilsten Objekte stürzt und deren Wichtigkeit übertreibt, nur um sich Genüge zu tun: die fünf Schimpfworte des Verfassers geben den ganzen fünf „Neokatholiken" eine Existenz, die sie vorher sicher eher zu bezweifeln als zu behaupten geneigt waren.

Dieser letzte Satz böte mir Gelegenheit zu einer Retourchaise. Es könnte mir schmeicheln, daß mir die Kraft zugestanden wird, aus fünf Schimpfwörtern fünf Schimpfworte machen zu können, die fünf Neokatholiken zu

einer Existenz verhelfen, deren sie zuvor ermangelten. Ja wenn es ein Berufener gesagt hätte, so aber war es höchstens ein arbiter elegantiarum — es schmeichle ihm, denn ich meine was ich sage, und sage, was er ist, und ätze selber das Klischee, das ihm gleicht. Ein arbiter elegantiarum kann nicht richten über Wahr und Falsch und nicht über Gut und Böse, ich kann von ihm nicht einmal die „Feststellung" annehmen, daß wir im Hauptthema verschiedener Meinung sind, denn sie sagt zu viel und zu wenig und ist darum falsch und gilt nur — bei nachlassendem Denken. Ich löse sie und begebe mich schwindelfrei in jene unendliche Negativität, wo wir — bei zunehmendem Denken — auch im Nebenthema verschiedener Meinung sind, weil wir nicht nur im Hauptthema verschiedener Meinung sind, sondern auch verschiedener Meinung, was eigentlich das Hauptthema sei, und verschiedener Meinung, ob es ein Nebenthema gebe, und so fort und fort im vergnüglichen Wechsel der Aspekte, immer wieder verschiedener Meinung in infinitum.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Die Bibliothek der Philosophen. Unsere literarisch geschäftige Zeit tut wieder einmal, als berste sie vor Fülle an geistigen Fähigkeiten, die zum Abgeben drängen, während sie in Wirklichkeit nur von maßloser Anmaßung gebläht ist. So entstand ein Unternehmen, das den Ungeist aussendet, den Geist auf den Markt zu tragen: „Die Bibliothek der Philosophen". Man sieht, meine Anschauung läuft der unlängst hier von Will Scheller geäußerten zuwider. Ich mißtraue nämlich dem Geiste jener Besprechung, da mir der Verfasser darin nicht unbeeinflußt genug von jenem Zeit-Ungeist dazustehen scheint, dem es nie vergönnt sein wird, das Leben in die Zeit zurückzurufen. Ich höre: Scheller empfiehlt die Bibliothek der Philosophen und rühmt diesem Unternehmen nach, daß es „die philosophischen Errungenschaften der Gesamtentwicklung einheitlich darbietet." Was sich nicht gut anhört für den, der Ohren hat,

zu hören. Denn philosophische Errungenschaften sind eigentlich keine Errungenschaften, sondern bleiben ein immer neu zu Erringendes. Und verneinen im Grunde jede Gesamtentwicklung, indem sie immer wieder den Abstand dartun zwischen einem Einzelnen und der Gesamtheit. Auch ist das einheitliche Darbieten eben vielleicht das völlig unzulängliche Darbieten. Wie unrichtig das Wesen der Philosophie erfaßt wird, bekundet mir insbesondere noch jene Stelle, wo im Hinblick auf die philosophischen Werke gesagt wird: „Zweifellos gehört es zu den reichsten und vornehmsten Genüssen, zu studieren, welche Versuche gemacht worden sind, zu jenen großen Fragen die lösenden Antworten zu finden." Denn ich meine, die wahren Philosophen kommen wohl zu großen Fragen, die Verantwortlichkeitsgefühl auslösen, aber nicht zu lösenden Antworten. Die „lösenden Antworten" finden nur Soziologen und Philister. Und wenn Will Scheller die „Bekenntnisschrift" des mittelalterlichen Humanisten Agrippa von Nettesheim „höchst kurios" findet und außerordentlich nur in der Hinsicht, als sie „mit beispielloser Wut gegen alles und jedes geifert, was unter Menschen gemeiniglich als unvermeidlich feststeht", so muß ich, ohne jenes Werk zu kennen, sagen, daß diese Bewertung mir wiederum kurios vorkommt, indem ich den Titel „Ueber die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften" voll Besonnenheit und sympathisch finde und außerdem meine: Was man erkennen kann, steht nicht fest; und was fest steht, läßt sich nicht erkennen. Immerhin wäre es möglich, daß hier der Inhalt nicht hält, was der Titel verspricht. Denn in der kürzlich erschienenen, ausgezeichneten Schrift „Soeren Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit" von Theodor Haecker (zu der ich noch Stellung nehmen werde) findet sich die folgende — jenes fragwürdige „philosophische" Unternehmen vortrefflich kennzeichnende — Anmerkung: „Vielleicht erscheint Kierkegaard gar als Kuriosum in jener ‚Bibliothek der Philosophen' neben Agrippa von Nettesheim, eingeleitet von Fritz Mauthner. Man kann nie wissen. Erfindet man heute nicht die ärgste Farce und nimmt sie in Gedanken voraus, so steht man morgen doch fassungslos vor der Wirklichkeit."

THEODOR HAECKER

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen